

Unverkäufliche Leseprobe



Francois Cheng
Fünf Meditationen über den Tod
und über das Leben

169 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-68319-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14942043>

Vorwort des französischen Verlages

Um das Wesentliche zu sagen, das er über die Schönheit weiterzugeben hatte – ein Thema, von dem seiner Ansicht nach nichts Geringeres als das Heil der Welt abhängt, wie einst Dostojewski betonte –, entschied sich François Cheng vor einigen Jahren, einen Umweg über die mündliche Formulierung und Kommunikation zu nehmen, über die Begegnung mit Menschen aus Fleisch und Blut. Seine Fünf Meditationen über die Schönheit teilte er daher mit einer Gruppe von Freunden im Verlauf von fünf denkwürdigen Abenden, bevor er sie schriftlich einem breiten Publikum zugänglich machte.

Sieben Jahre später, im Alter von vierundachtzig Jahren, verspürte der Dichter eine Art zwingende Notwendigkeit, über den Tod zu sprechen. Über den Tod, oder anders gesagt, über das Leben, denn seine Überlegungen, in denen chinesisches und westliches Denken einander begegnen, sind von einer leidenschaftlichen Vision des «offenen Lebens» inspiriert. Aber wenn ihm schon die Schönheit als ein zu vitales, zu dringliches Thema erschienen war, um Gegenstand einer akademischen Abhandlung zu sein, wie sehr

dann erst der Tod! Darum lag es auf der Hand, hier in denselben fließenden Prozess zwischen mündlichem Austausch und Niederschrift einzutreten.¹

Die hier vorliegenden Meditationen entstanden also ebenfalls aus dem Miteinander-Teilen und sind vom Austausch zwischen dem Dichter und seinen Gesprächspartnern geprägt. Der Leser wird selbst zum Teilnehmer an diesem Austausch, er kann sich zu den «lieben Freunden» zählen, an die sich der Autor wendet. Er hört, wie Letzterer sich an seinem Lebensabend über ein Thema äußert, das viele eigentlich lieber meiden. Er offenbart sich hier, wie er es vielleicht noch nie getan hatte, mit so bescheidenen wie mutigen Worten. Er gibt nicht vor, irgendeine «Botschaft» über das Sein nach dem Leben zu verkünden, noch einen dogmatischen Diskurs zu erarbeiten, er zeigt nur eine Sichtweise. Eine aufwärtstrebende Sicht, die unsere Wahrnehmung der menschlichen Existenz umkehrt und uns einlädt, das Leben im Licht unseres eigenen Todes zu betrachten, denn das Bewusstsein des Todes verleiht seiner Ansicht nach unserem Schicksal, das er als Teil eines großen, im Werden begriffenen ABENTEUERS versteht, erst seinen ganzen Sinn.

Wir befinden uns also hier, wie schon in den Meditationen über die Schönheit, in einem spiralartigen Denken, das sich nicht scheut, mehrfach auf bestimmte Themen, bestimmte Wörter zurückzukommen, um sie noch eingehender zu hinterfragen. Dennoch ist sich gerade dieses Denken der Grenzen der Sprache bewusst, denn es gibt immer wieder Momente, in denen der Tod uns sprachlos

macht. Dann stellt sich Schweigen ein ... oder aber das Gedicht, das verklärte Wort. Weshalb die fünfte dieser Meditationen den Weg der Dichtung wählt, damit über den Tod hinaus der Gesang der Lyrik das letzte Wort erhält.

Jean Mouttapa

Erste Meditation

Liebe Freunde, danke, dass Sie gekommen sind, danke, dass Sie diesen gastlichen Raum mit Ihrer Anwesenheit erfüllen. Zu dieser im Voraus verabredeten Stunde zwischen Tag und Nacht haben wir uns also hier versammelt. Und von diesem Moment an wird die uns gemeinsame Sprache einen goldenen Faden zwischen uns spinnen und versuchen, eine Wahrheit ans Licht zu bringen, die von allen geteilt werden kann.

Doch denken wir nur ein wenig darüber nach, so müssen wir uns eingestehen, dass wir von weit her kommen. Jeder von uns steht in einer langen Reihe von Generationen, die er nicht kennt, und jeder ist von unüberschaubaren blutsverwandtschaftlichen Bindungen bestimmt, die er sich nicht ausgesucht hat. Es gab keinerlei Grund zu der Annahme, dass wir den Wunsch und die Fähigkeiten haben könnten, hier zusammenzukommen, irgendeinen Sinn darin zu sehen, einfach an diesem Ort zusammen zu sein. Sind wir nicht tatsächlich tief im Innern eines rätselhaften Universums verloren, in dem, wie viele mei-

nen, der reine Zufall herrscht? Warum gibt es das Universum? Wir wissen es nicht. Warum gibt es das Leben? Wir wissen es nicht. Warum gibt es uns? Wir wissen nichts darüber, oder fast nichts. Auch hier sind wieder viele der Ansicht, das Universum sei eines Tages durch Zufall entstanden. Zu Beginn sei etwas extrem Dichtes explodiert und in Milliarden und Abermilliarden von Bruchstücken zerfallen. Viel später dann sei durch Zufall auf einem dieser Bruchstücke das Leben erschienen. Ein unwahrscheinliches Zusammentreffen einiger chemischer Elemente, und schon ging «es» los! Aber nachdem der Prozess einmal in Gang gesetzt war, sei «es» unaufhörlich weitergewachsen, habe stetig an Größe und Komplexität zugenommen, sich immer weiter fortgesetzt und verändert bis zum Erscheinen der Lebewesen, die wir als «Menschen» bezeichnen. Welche Bedeutung haben diese nun im Verhältnis zu der gigantischen, sozusagen grenzenlosen Existenz des Universums? Ist das Bruchstück, auf dem das Leben erschienen ist, größer als ein Sandkorn inmitten unzähliger anderer Bruchstücke? Einer weit verbreiteten Ansicht zufolge wird der Mensch eines Tages verschwinden, das Leben insgesamt wird verschwinden und als einzige Spur nichts als eine vertrocknete Kruste hinterlassen, ohne dass das Universum davon Notiz nimmt. Ist es angesichts solcher Aussichten nicht ein wenig zu belächeln, ja sogar völlig lächer-

lich, dass wir uns so ernst nehmen, dass wir uns heute Abend versammeln und uns gelehrt daranmachen, über den Tod und damit über das Leben zu meditieren?

Indes, wie könnten wir leugnen, dass wir heute hier versammelt sind, eben weil diese Fragen existieren und weil sie uns keine Ruhe lassen? Dass sie sich uns überhaupt stellen, ist selbst schon ein Zeichen. Könnte unsere Existenz gar keinen Sinn haben, wäre uns der Gedanke an einen Sinn niemals gekommen. Nun fragt aber die Menschheit bekanntlich von jeher nach dem Warum ihrer Anwesenheit inmitten dieses Universums, das sie ein wenig kennen und doch sehr lieben gelernt hat. Wir wissen auch, dass wir uns diese Frage umso banger stellen, als wir uns sterblich wissen. Der Tod gewährt uns keine Atempause, er treibt uns in die Enge. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum ich mich so kühn vor Sie hinstelle. Ich besitze dafür keine besondere Qualifikation. Die Identität meiner Person besteht aus einigen wenigen, alles in allem sehr banalen Merkmalen: Ich sollte eigentlich jung sterben und habe letzten Endes recht lange gelebt. Ich habe viel Zeit, im Grunde meine gesamte Zeit, mit Lesen und Schreiben verbracht, vor allem aber mit Denken und Meditieren. Ich gehöre zwei Kulturen an, die an den beiden Rändern des riesigen eurasischen Kontinents beheimatet und so unterschiedlich sind, dass sie mich

buchstäblich zerreißen, mich aber gleichzeitig geistig befruchten, sofern ich mir von beiden jeweils das Beste anzueignen vermag. Was ich hier ausführen werde, ist von dieser lebenslangen Auseinandersetzung geprägt.

[...]